

## *perspektiven*

---

XAVIER TILLIETTE · PARIS

### UNVERWUNDETE NATUR?

#### *Über die Keuschheit Jesu*

Dem heiligen Ignatius von Loyola, der seinen Jüngern einschärft, so weit als möglich die Reinheit der Engel nachzuahmen, waren menschliche Schwächen sicher nicht unbekannt; er wollte jedoch durch diese hochgespannte Aussage zu verstehen geben, dass in uns eine Möglichkeit besteht, auf analoge Weise die vollkommene Reinheit Christi zu erahnen, die sich von der seiner ohne Sünde empfangenen Mutter nicht wesentlich unterscheidet. Im Gegensatz zum Kantianismus geht im Christentum das Modell stets dem Ideal voraus oder nimmt es vorweg.

Gibt es jedoch Anlass, von Keuschheit in Bezug auf Jesus zu sprechen, dessen Leib ganz geheiligt und dessen Seele von jedem Schatten der Begierde und der Sünde frei ist? Welchen Sinn kann es denn angesichts seiner vollkommen integren Unschuld haben, bei ihm von Keuschheit als einer Tugend zu sprechen? Würde es sich nicht eher lohnen, ausschließlich bei Heiligen, vor allem bei jugendlichen heiligen Männern und Frauen, nach uns anregenden und aufmunternden Beispielen bewahrter oder heroischer Reinheit zu suchen? Da man dies bei Christus nur schwer festmachen kann, wären einige Theologen von heute bereit, im Namen der «menschlichen Schwächen», die er angenommen hat, Christus fleischliche Versuchungen zuzuschreiben, denen er natürlich nicht erlegen wäre und die man sich als äußerst schwach vorstellen kann. Von löblichen Absichten beseelt, machen sie geltend, dass die Sexualität zum Menschsein gehört und dass sie sich im Begehren äußert. Gewisse Erklärungen im Hebräerbrief scheinen darauf hinzudeuten: «In allem wurde er wie wir in Versuchung geführt, hat aber nicht gesündigt» (Hebr 4,15); und vorher: «Er musste in allem (κατὰ πάντα) den Brüdern gleich sein..., denn da er selbst in Versuchung geführt wurde und gelitten hat, kann er denen helfen, die in Versuchung geführt werden» (Hebr 2,17-18).

*XAVIER TILLIETTE SJ, Jahrgang 1921, trat 1938 in die Gesellschaft Jesu ein. Er lehrte Philosophie am Institut Catholique in Paris und an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Die Übertragung besorgte August Berz.*

Man muss jedoch bemerken: *πειράω* mit «versuchen» zu übersetzen, ist schon tendenziös. *πειράω* besagt prüfen, und erst zusätzlich versuchen (der Mehrdeutigkeit dieses Verbs entsprechend). Im Kontext von «Schwäche», von der hier der Brief spricht, besagt es Prüfung, denn Prüfungen kennzeichnen das ganze mühselige Leben Christi: Hunger, Müdigkeit, Bedrohung, Beschimpfung, Abtrünnigkeit, Verrat... Er braucht nicht wie Ijob von allen erdenklichen Übeln überhäuft zu werden, um das «in allem» zu rechtfertigen, womit nämlich das Unmaß der Prüfung in deren Inbegriff, dem Kreuz, gemeint ist. Der Zuerkennung einer Schwäche als Erweis seiner mitfühlenden Nähe stehen übrigens unzweideutige Aussagen entgegen; der Briefverfasser spricht über die unverletzliche Heiligkeit des Hohenpriesters des Neuen Bundes sehr bestimmt: «Ein solcher Hohepriester war für uns in der Tat notwendig: einer, der heilig ist, unschuldig, makellos, abgesondert von den Sündern und erhöht über alle Himmel..., der Sohn, der ewig vollendet ist» (Hebr 7,26.28).

Gewiss hat Christus von innen her, sie aber auf unsagbare Weise bloß mittragend, die gleichen Schwächen wie wir gekannt, weil es unsere Schwächen waren. Er hat sie, wie Maurice Blondel es tief geahnt hat, sogar in sein gewöhnliches Bewusstsein übernommen. In diesem Sinn war er gleichsam zur Ungeduld, zum Zorn, zur Entmutigung, zum Pessimismus versucht; auch abgesehen von der ungewöhnlichen Szene der dreifachen Versuchung durch Satan, die vermuten lässt, dass er beim Antritt seiner Sendung die perfide Stimme des Stolzes und die noch perfidere der Resignation zu vernehmen vermochte. Aber diese Versuchungen oder Prüfungen stoßen, obwohl sie ihn real treffen, nicht auf das geringste geheime Einverständnis; es ist weder Widerstand noch Kampf vonnöten. Die Ungeduld ist das Feuer, womit er die Welt entzünden will; der Zorn ist heilig, ist der verzehrende Eifer für das Haus Gottes; die Trauer löst sich auf in der Fleischwerdung des Gehorsams und der Unterwerfung als Sohn. Christus ist stets größer als die Last, unter die er sich beugt.

Was die fraglichen fleischlichen Versuchungen betrifft, so ist es schockierend, von solchen auch nur zu sprechen; an solche anzuspüren verletzt das christliche Empfinden zutiefst. Sie sind undenkbar, weil ohne Anhalt im begierdelosen und sündenfreien Menschen. In seiner Diatribe gegen die Unzucht gibt der heilige Paulus den lakonischen Grund dafür an: «Jede andere Sünde, die der Mensch tut, bleibt außerhalb des Leibes. Wer aber Unzucht treibt, versündigt sich gegen den eigenen Leib» (1 Kor 6,18).

Man erahnt, welche Befürchtung diejenigen umtreibt, die Jesus – wenn auch nur mäßig – den Instinkten und Trieben der anderen Menschen ausgeliefert sehen möchten: Sie befürchten das, was Jean Galot «die Gefahr des psychologischen Monophysitismus» nennt, also einen Mangel an menschlicher Autonomie. Sie haben Angst, dass Christus ohne das sexuelle Leben kein wahrer Mensch sei, da die Begierde zwangsläufig der psychischen Konstitution innewohne. Das ist ein Sophismus, der die verwundete Natur für die Natur schlechthin hält. Es ist jedoch zu fragen, ob er nicht in einer Richtung der gegenwärtigen Christologie liegt.

Karl Rahner argwöhnt in der Volksfrömmigkeit einen Kryptodoketismus. Der Mensch ist ein begrenztes Wesen, ein Wesen mit Horizonten vor sich, er tappt von Moment zu Moment der Zukunft entgegen. Somit raube man dadurch, dass man

Christus ein Vorherwissen, ein prophetisches Bewusstsein zuschreibt, der Inkarnation ihre Bedeutung, denn damit mache man seine Menschennatur zu einem bloßen durchlässigen und gefügigen Instrument der Gottheit.

Läuft man dann aber nicht umgekehrt Gefahr, zu vergessen, dass der SOHN Mensch wird und selbst in der Verborgenheit der Kenose der SOHN bleibt? Diese Begrenztheit ist übrigens nicht körperliche und geistige Knechtschaft, und Rahner selbst hat aufgezeigt, wieso sie mit der Gottheit vereinbar ist. Die volle Geschichtlichkeit Jesu Christi schließt einen «hellsichtig forschenden Blick auf den Raum, den er bei seinem Flug durchmisst» nicht aus, und von dem, was man dem Genie zuschreibt, von der großartigen Befähigung, über der Zeit zu stehen und ihr voraus zu sein, kann Christus selbstverständlich nicht ausgenommen werden. Seine Entbehrungen, seine Lebensminderungen und Verzichte sind freiwillig. Die notwendige Abwesenheit des fleischlichen Lebens im allzu menschlichen Sinn des Ausdrucks ist keineswegs ein Mangel und Fehlen, sondern transzendiert die Sklaverei der Sexualität und stellt diese in ihre richtige Ordnung, die der Nächstenliebe.

Der Einwand erhebt sich jedoch wieder in einer anderen Form. Steht ein Christus, der unsere Sünden auf sich nimmt und dabei eine Realität, die unsere Gattung mit einem feurigen Stempel prägt, nicht kennt, nicht entmutigend fern von uns? Was für einen Sinn hat es dann, dass er unsere Sünden, unsere Schwächen auf sich nimmt? Der Einwand wird seit Kant immer wieder vorgebracht. Wenn durch das Einfügen des Übernatürlichen zwischen dem exemplarischen göttlichen Menschen, dem inkarnierten guten Prinzip, und den natürlichen, zur sittlichen Anstrengung verurteilten Menschen ein heilloser Abstand geschaffen wird, ist die Christus verliehene sublimen Heiligkeit ein nutzloser Köder.

Dieser Einwand ist deutlich zu bearbeiten. Zwischen den Menschen besteht eine Komplizenschaft des Schlechten und der Schwäche, die mich zum schändlichen Bruder des Kriminellen macht, eine Solidarität im Bösen. Die Sünde gerbt uns die Haut, so dass wir die Nähe der Schlechten, die Fühlung mit den Mittelmäßigen ohne große Mühe ertragen. Wenn jedoch schon für eine reine und rechtschaffene Seele die Umwelt eine beständige Marter bildet, so ist erst recht Christus, der absolute Heilige, über diesen Schmutz entsetzt. Er ist in besonderer Weise der Fremde, der Abgesonderte, er, der nach einer überraschenden Äußerung Blondels «im Menschen den Fuß auf die Erde gesetzt» hat. Und doch kommt, stärker noch als die «Kumpanei» in der Niedertracht, eine Gemeinschaft der Heiligen und der Sünder zustande; sie sitzen am gleichen Tisch. Therese von Lisieux und der Verbrecher sind einander unendlich viel näher als der Mörder und sein Kerkernachbar. Hier ist nicht an Kenntnis aufgrund der Verwandtschaft, sondern an Kenntnis aufgrund des Mitleids zu denken. Wie der unvergleichliche, einzigartige Blick Christi taucht der Blick der Heiligen in die tiefste Tiefe der Schwäche und Bosheit ein (und zwar gerade deshalb, weil er schutzlos und wehrlos ist wie das erstaunte Kind, das ermordet wird), und er ergründet ihr ihm offen daliegendes scheußliches Antlitz, während Sünder und Henker einander nur unvollkommen in der Reue, im Schuldgefühl (falls sie es haben) erkennen, und manchmal bloß in der Missbilligung und im heimgezahlten Hass. Im Grunde weiß nur Christus, was in den Menschen ist und dass sie nicht wissen, was sie tun. Über die heilige Sicht der Sünde und der Untreue hat Bernanos glänzende Seiten geschrieben.

Mag man so bei einem gegen die Sünde immunen Wesen eine gefühlhafte und geistige Kenntnis von ihr verstehen, scheint der Fall der Unkeuschheit und Sinnlichkeit doch etwas Eigenes darzustellen. Was haben Christus, die absolute Unschuld, und die unbefleckte Jungfrau Maria mit dem Ausleben des Rätsels der Sexualität, mit der Pubertät, dem dunklen Geschlechtsleben, mit den Regungen der unbewussten Instinkte zu tun, deren unerbittlichen Einfluss uns die Psychoanalyse klarzumachen bemüht hat? Sie haben nichts zu sublimieren, nicht den geringsten erotischen Trieb, keine Aufwallung des Begehrens, keine Verwirrung des Denkens und des Gefühls. Absolute Keuschheit ist ihnen naturgemäß. Das hielt eine ganze Schar von Artikel- und Romanschreibern für allzu sublim. Das Evangelium zeigt doch die Tränen und Küsse einer Dirne, die Leidenschaft Maria Magdalenas, die der Ehebrecherin gewährte Vergebung, das Ruhen des Johannes an der Brust des Erlösers beim Abendmahl. Die Haltung Jesu zu den Frauen war, wie die zu seinen Freunden und Jüngern, liebevoll, feinführend und ungeheuchelt zärtlich. Durch diese schmale Bresche drang die romantische Phantasie: von Renan bis zu Kazantzakis erlebte Christus die Versuchungen des erregten jungen Mannes, sinnliche Neugier, die Erregungen eines unschwärmten jungen Rabbi, wenn nicht gar die Freuden und Sorgen eines Gatten und Familienvaters. Auch Maria hätte nicht in einer Josephs-ehe gelebt, sondern Jesus Geschwister geschenkt.

Solche Phantasien gefallen unsern wenig zu Heroismus und Tugend neigenden Zeitgenossen. Die geistige Tradition der Kirche hingegen hält am Wunder der jungfräulichen Reinheit Jesu entschieden fest – während Jungfräulichkeit für das Alte Testament etwas Ungewöhnliches war. Ist ihm deswegen Sexualität abzusprechen? Wenn Sex nur in der Liebe und Ehe gesund ist, wenn Begehren und Sinnlichkeit an und für sich etwas Wirres sind, wenn sie nur durch die eheliche Vereinigung oder den freiwilligen Zölibat zu etwas Erlöstem wird («Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen»: Mt 5,28), wie verhält es sich dann mit der ungenutzten Sexualität Christi, des Hauptes und Vorbilds derer, die sich um des Himmelreiches willen zu Eunuchen, Zölibatären, Solitären gemacht haben, von denen Kierkegaard sagt, dass sie die Menschheit voranbringen und Furten überschreiten lassen? Diese Daseinsweise, die zu einem unvorstellbaren Grad die seine war, hat er auch zahlreichen Jüngern auferlegt, vielmehr angeraten. Wie wichtig ist die Sexualität, wenn Gott verlangt, sie zu opfern!

Es ist aber ein schwerwiegender, wenn auch geläufiger Irrtum, das sexuelle Leben auf den vielgestaltigen Instinkt und auf das Durcheinander von Beziehungen und Fehlverhalten zu verkürzen, welches die Psychologie und Psychoanalyse zu entwirren suchen. Sie hat eine in erster Linie subjektive und gesellschaftliche Finalität, deren Tragweite in einer vertrackten Welt schwierig zu erfassen ist. Die durch Konflikte verstärkte Verstörtheit zwischen den Geschlechtern lässt die sexuelle Verwurzelung selbst der tugendhaftesten Liebe kaum bestimmen. Die Liebe zwischen Männern und Frauen, mit den spezifischen Nuancen und den tausend individuellen Eigentümlichkeiten trinkt sich in Christus an der kristallklaren Quelle des «für uns alle hingegebenen Leibes».

Man muss einsehen, dass die Person keineswegs eine anonyme Ausprägung des *animal rationale* ist, sondern dass sie sich ausgestaltet und auch vervollkommnet in

Körperlichkeit und Geschlecht, in nur *einem* Geschlecht. Der Mythos vom Androgynen, diese uralte, von Platon erneuerte Ahnung, ist schön und bedeutsam. Nach der rabbinischen Tradition ist Adam (Adam Kadmon) vor der Geburt Evas ein Mann-Weib. Da man den zweiten Adam, Jesus, nicht als androgyn ansehen kann, verwischt man sein Mannsein und macht es zu etwas bloß Zufälligem, Beiläufigem. Nein, Jesus ist *Vir*, Mann im Vollsinn, wie alle Umstände der Offenbarung kraft einer willentlichen Wahl. Darin liegt gewiss keine Schmähung, keine Verachtung, keine Abwertung des «andern Geschlechts». Christus stellt nicht seine Männlichkeit als Vorbild hin. Er hat auch diese am Kreuz preisgegeben und gekreuzigt. Aber er ist «das große männliche Wesen in der Herrlichkeit Gottes», als das Claudel ihn feiert, so wie Maria das Ewig-Weibliche Goethes ist. Sein in einer unergründlichen Entscheidung verankertes Mannsein macht die *Dualität* der Geschlechter zu etwas Sakralem. Es ist so echt und so tief, dass es «den Tausch nicht fürchtet», so wie jede innerlich gelebte Geschlechtlichkeit ihre Eigenschaften umkehrt oder verdoppelt und sich von ihnen zu lösen vermag: weinen, lieben, leiden in der Kraft und im Mut des Mannes, so wie umgekehrt die Jungfrau Maria aufrecht steht, ihren Schmerz aushält, «Schrecken erregend wie ein geordnetes Schlachtheer» (Hld 6,3.9 [Vulg.]). Die Beziehung zwischen Jesus und Maria lässt uns ersehen, dass das Geschlecht, das uns wie ein Schraubstock zu umschließen scheint, in seiner innersten Wahrheit ein Tausch, eine Kommunion ist. Er ist aber auch notwendig dafür, dass der ewige Mensch der vollendete *Vir* in seiner «vollkommenen Gestalt» (vgl. Eph 4,13) ist.